

gisch zur Wehr gesetzt mit einem Argument, dem die Durchschlagskraft nicht mangelt: Man könne autoritativ und von außen eine solche Behandlung ebensowenig plötzlich aufhören, wie man einen chirurgischen Eingriff abrupt abbrechen könne. Die Dinge müßten also einsteilen ihren Lauf nehmen.

Dom Lemerrier schließt jedoch sein Dokument nicht etwa in fatalistischer Resignation. Vielmehr preist er die bisher schon sichtbar gewordenen Ergebnisse der Gruppenanalyse seiner Mönche und zeigt, daß er durchaus nicht auf seiten des *advocatus diaboli* steht. Die Psychoanalyse hätte bei denen, die sich ihr vorbehaltlos ausgeliefert hätten, eine gewaltige menschliche Reifung und damit auch eine geistliche Fülle und religiöse Vertiefung bewirkt. Nicht nur, daß viele Mönche in sich literarische, musikalische und künstlerische Neigungen und Eignungen entdeckt hätten. Ihr ganzes Wesen habe sich im Religiösen integriert und zugleich um eine menschliche und eine göttliche Dimension bereichert. Sie seien also nicht weniger, sondern im Gegenteil mehr Mönche geworden, „christliche Ökumeniker“ im Vollsinn dieses Wortes, das eine Öffnung auf das Ganze der Welt und auf die Fülle Gottes bedeute.

Trotz Übertreibung von pionierhafter Bedeutung

Man wird diesen durchaus ernst gemeinten und mit aller Konsequenz durchgeführten Versuch auch durchaus ernst nehmen müssen. Es mag auch sein, daß die sehr extremen Temperamente und die innere Unausgeglichenheit der Mexikaner und ihre völlige Unvertrautheit mit der benediktinisch-monastischen Lebensform ein großzügiges Angebot psychotherapeutischer Hilfe notwendiger macht als in anderen Zonen. Dom Lemerrier geht aber doch wohl zu weit, wenn er sich auf das Wort eines russisch-orthodoxen Theologen beruft, der einmal gesagt hat: „Die Aszese der Wüstenväter ist nichts anderes als eine umfassende Psychoanalyse, gefolgt von einer Psychosynthese der menschlichen Seele“; und wenn er dann die praktische Folgerung zieht, indem er aus der modernen Psychoanalyse den asketisch-mystischen Heilsweg schlechthin macht. Indessen besteht kein Zweifel darüber, daß wir die Erkenntnisse der modernen Psychologie und Psychotherapie noch nicht hinreichend für den religiösen Bereich zu nutzen wissen, und so mag die fast heroisch zu nennende Übertreibung des psychoanalytischen Experiments im Benediktinerkloster von Cuernavaca ihre pionierhafte Bedeutung haben.

Es ist übrigens interessant, daran zu erinnern, daß der Bischof von Cuernavaca, Sergio Mendez Arceo, als dessen Theologe Dom Lemerrier in Rom weilte, bei der Konzilsdiskussion zum „Schema 13“ ausdrücklich auf die Psychoanalyse hingewiesen und bedauert hat, daß im Text der Vorlage dieser so bedeutsamen Wissenschaft mit keinem Wort Erwähnung geschehen sei. Kein Zweifel, daß Dom Lemerrier an seinem Bischof einen wohlwollenden und interessierten Beschützer besitzt, und man wird gerade im Sinn und Geist des Konzils zugeben dürfen, daß solange kein ernster Grund zur Beunruhigung vorliegt, als der bestellte Episkopus („Aufseher“) in dem Experiment mit der Psychoanalyse in einem Kloster seiner Bischofsstadt keinen Mißstand sieht. Allerdings untersteht das exemte Kloster nicht seiner Jurisdiktion, und so war Rom durchaus befugt, den Dingen auf den Grund zu gehen. Es steht zu hoffen, daß das weiterhin mit Behutsamkeit geschieht.

Auflösung des russischen Exarchats in Westeuropa

Durch Beschluß des Patriarchen von Konstantinopel und seines Synods vom 22. November 1965 wurde das bisherige Exarchat des Ökumenischen Patriarchats für die russischen Gemeinden in Westeuropa aufgelöst.

Es handelt sich hierbei um diejenige Gruppe der russischen Exilkirche, die sich Anfang der zwanziger Jahre unter Führung des Erzbischofs Eulogius um ein kirchliches Zentrum in Paris konstituierte, dessen Wirken stark durch die emigrierte Intelligenz geprägt war. Bald ausbrechende Gegensätze zu einer konservativ-monarchistischen Gruppe mit dem Zentrum Karlowitz (Serbien) führten damals zu kanonisch-jurisdiktionellen Streitigkeiten um die Festlegung des kirchlichen Status im Ausland im Verhältnis zur Heimatkirche. Als die politische Unterjochung der Kirche durch das Sowjetregime immer offener wurde, mußte Eulogius seine gegen die „Karlowitzer“ verteidigten Beziehungen zum Moskauer Patriarchat abbrechen. Ende 1931 erhielt seine Gruppe eine neue kanonische Grundlage durch Aufnahme in die Jurisdiktion des Ökumenischen Patriarchats, dessen Exarch Eulogius wurde.

Unabhängiges orthodoxes Erzbistum

Das Schreiben des Patriarchen, in dem die Auflösung des Exarchats angekündigt wird (russischer Text in „Westnik russkogo studentscheskogo christianskogo dwishenija“, Nr. 4, 1965, S. 3 f.), wurde dem jetzigen Oberhaupt der Pariser Gruppe, Erzbischof Georg, am 26. Dezember 1965 durch den griechischen Exarchen Meletios übergeben. Darauf beschloß eine Versammlung von Geistlichen, Theologieprofessoren und Eparchialratsmitgliedern am 30. Dezember in der Pariser russischen Kathedrale, das bisherige Exarchat als unabhängige Kirchengemeinschaft zu konstituieren. Erzbischof Georg proklamierte das „Orthodoxe Erzbistum von Frankreich und Westeuropa“ und berief zum 16. Februar 1966 eine außerordentliche Eparchialversammlung ein, die den Beschluß zu bestätigen und ein Kirchenstatut auszuarbeiten hat.

Bis zuletzt hatten Vertreter des bisherigen Exarchats und andere kirchliche Persönlichkeiten und Organisationen versucht, den Ökumenischen Patriarchen von seinem Schritt abzuhalten. Für die Pariser Russen ist die Enttäuschung um so größer, als gerade sie den Patriarchen stets in dem Bestreben und dem Anspruch unterstützt haben, seinem panorthodoxen Ehrenprimat die reale Basis der Jurisdiktion über die orthodoxe Diaspora in aller Welt zu verleihen, womit sie entgegen den am Nationalprinzip festhaltenden zahlreichen anderen orthodoxen Exilgruppen dem Territorialprinzip in der Organisation des kirchlichen Lebens den Vorzug gaben (vgl. Herder-Korrespondenz 4. Jhg., S. 519). Unter Hinweis auf die Ereignisse von 1931 beruft sich der Patriarch auch jetzt auf seine kanonischen Rechte über die Diaspora, wogegen sein Auflösungsbeschluß geradezu als ein Verzicht darauf erscheinen muß.

Die Gründe Konstantinopels

Der Patriarch begründete seinen Schritt damit, daß das von Patriarch Photios II. 1931 errichtete Exarchat für die Russen in Westeuropa eine *zeitweilige* Einrichtung gewesen sei, bedingt durch die Schwierigkeiten der russischen Hierarchie in der Emigration. Heute jedoch habe sich die Lage geändert. Die betreffenden Gemeinden

hätten sich konsolidiert und erfolgreich ihr kirchliches Leben entfaltet, und die Kirche in Rußland habe „nach Überwindung ihrer Spaltungen und Erreichung innerer Organisation heute auch die äußere Freiheit erlangt, in aktiver Zusammenarbeit mit allen orthodoxen Regionalkirchen an der Behandlung und Lösung der sich jeweils der orthodoxen Kirche stellenden Probleme mitzuwirken“.

Den eigentlichen Grund zur Auflösung des Exarchats führt der Patriarch jedoch an, wenn er die „in unserer Zeit notwendige Einmütigkeit und engere Zusammenarbeit unter den orthodoxen Kirchen zur Lösung der anstehenden großen kirchlichen Probleme von historischer Bedeutung“ beschwört. Das ist die große Linie Konstantinopels zur Erfassung der gesamten Orthodoxie für den Dialog mit Rom mit dem Ziel der gesamtchristlichen Einheit.

Neben diesem kirchlichen Argument konnte auch ein politisches vermutet werden: Die Existenz der nicht zu Moskau gehörenden russischen Kirchen im Ausland ist dem Kreml ein Dorn im Auge, da sie die Freiheit der Kirche in der Sowjetunion vor aller Welt anzweifelt.

Um die Russen für eine Teilnahme zu gewinnen, kam es am Vorabend der Ersten Panorthodoxen Konferenz auf Rhodos (September 1961) zu einer Absprache zwischen den beiden Patriarchaten, in der Konstantinopel vermutlich schon Zugeständnisse in Aussicht stellte. Seit dieser Zeit erörterte die russische Emigration offen die Tendenz Konstantinopels, das Pariser russische Exarchat an Moskau abzutreten (Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 132f.).

Die Entscheidung

Der Pariser Gruppe stellte sich die — vom Ökumenischen Patriarchen empfohlene — Wahl, sich der „väterlichen Liebe und Fürsorge“ des russischen Patriarchen anzuvertrauen und „zur rechten Zeit“ die Beziehungen zu ihm aufzunehmen. Die Unterstellung unter die Moskauer Jurisdiktion war jedoch nach Meinung der Betroffenen eine „psychologische und kanonische Unmöglichkeit“, wie der Rektor des Theologischen Instituts St. Sergius, Erzpriester Prof. Aleksej Knjasew, am 30. Dezember in der Kathedrale ausführte. Ein Anschluß an die Synodale russische Auslandskirche (frühere „Karlowitzer“ Gruppe) kam aus kanonischen und ekklesiologischen Erwägungen und im Hinblick auf erhebliche Unterschiede in der Mentalität der Gläubigen beider Gruppen ebenfalls nicht in Frage. Unbestätigt sind Vermutungen, wonach das Moskauer Patriarchat in realistischer Einschätzung der Dinge gar nicht an die Übernahme der Jurisdiktion über die Pariser Russen gedacht habe, sondern lediglich auf ihrem Anschluß an das griechische Exarchat des Ökumenischen Patriarchen in Westeuropa bestand („Réforme“, 22. 1. 65). Auch damit wäre ein Ziel Moskaus erreicht gewesen, nämlich die Aufhebung des „russischen“ Charakters des Exarchats, und es hätte nur noch ein russisches Exarchat in Paris bestanden, das zur Moskauer Jurisdiktion gehörende.

Die Versammlung in der Pariser Kathedralkirche hielt allein den Weg der Unabhängigkeit für gangbar. Erzbischof Georg rechtfertigte diese Lösung in einem Hirtenbrief vom 30. Dezember 1965 („Westnik“, a. a. O., S. 5f.), indem er sich auf die bei Errichtung des Exarchats im Jahre 1931 garantierte innere Autonomie berief. Athenagoras taste diese Autonomie nicht an, wenn er jetzt das lediglich „zeitweilige“ Exarchat auflöse.

Die Pariser Russen nahmen das Ereignis betroffen, aber mit Zurückhaltung auf. Sie trafen ihre Entscheidung ohne Polemik und ohne Vorwürfe gegen den Ökumenischen Patriarchen, dessen Beweggründe ihnen seit langem bekannt waren. Erzbischof Georg dankte dem Patriarchat für Führung und Schutz in den vergangenen 35 Jahren. In der Unabhängigkeitserklärung („Westnik“, a. a. O., S. 6f.) sagte er, das Ereignis, das keinen Präzedenzfall in der Kirchengeschichte aufweise, lege der Geistlichkeit und dem Kirchenvolk eine besondere Verantwortung und Berufung innerhalb der orthodoxen Kirchen auf, und man sei fest entschlossen, das bisherige liturgische, pastorale, theologische, missionarische und kulturelle Werk fortzusetzen.

Die Folgen

Der Schritt des Patriarchats Konstantinopel hat somit, falls der einberufene Eparchialkongreß zustimmt, womit zu rechnen sein dürfte, zur Grundlegung einer regionalen orthodoxen Kirche in Westeuropa geführt. Die Unabhängigkeit von anderen orthodoxen Nationalkirchen stützt sich auf die Tatsache, daß im inneren Leben des Exarchats mehr und mehr eine übernationale Linie eingeschlagen wurde, die bereits durch einen Eparchialkongreß im Jahre 1949 festgestellt wurde, worauf ein Rundschreiben der Kanzlei des neuen Erzbistums vom 30. Dezember 1965 hinweist. Damals schon setzte sich der Eparchialkongreß für die Bildung einer regionalen orthodoxen Kirche für alle orthodoxen Bürger der Länder ein, in denen das bisherige Exarchat Anhänger hat. Die etwa 100 000 Gläubigen (nach „Réforme“, a. a. O. 150 000) vor allem in Frankreich, ferner in Belgien, den Niederlanden, Deutschland, Italien und den skandinavischen Ländern sind bis auf eine kleine Minorität Bürger dieser Länder geworden, zumal die bereits in Westeuropa geborenen und aufgewachsenen. Vielfache Ansätze zur Übernahme der Landessprache in der Liturgie sind vorhanden. Das 1925 in Paris gegründete Theologische Institut St. Sergius verliert immer mehr den national-russischen Charakter und nimmt panorthodoxe Bedeutung an. Vor allem mit diesem Institut, durch Teilnahme an der Ökumenischen Bewegung und an der Gründung des Weltrats der Kirchen, ist das bisherige Exarchat nach außen hin hervorgetreten. Die gewichtige theologische Forschung und Erziehungsarbeit, intensiv rezipiert durch eine aktive Jugend- und Studentenbewegung, trug wesentlich zum Aufbau einer gleichgerichteten Arbeit der russischen Metropole von Nordamerika bei, mit der ein enger persönlicher und sachlicher Kontakt besteht, der zunächst die wichtigste Stütze für das neue selbständige Erzbistum sein dürfte.

Ein schwer lösbares Problem

Gleichwohl, im Konzert der orthodoxen Kirchen dürfte die ohne Sanktion durch eine autokephale Kirche ausgerufenen Selbständigkeit ein schwer lösbares Problem sein. Zu Frieden und Ausgleich in der orthodoxen Welt könnte sie nur beitragen, wenn sich alle orthodoxen Gemeinden in den genannten Ländern demselben Weg anschließen. Im anderen Fall könnte eher eine neue Verwirrung das Ergebnis sein. Nach wie vor bestehen die Positionen und Ansprüche der ebenfalls selbständigen Synodalen russischen Auslandskirche einerseits, der kanonisch einwandfreien Jurisdiktion der Heimatkirche andererseits und schließlich auch einer kleinen Gruppe fran-

zösischer Orthodoxer, die ihrerseits die lokale orthodoxe Kirche in Frankreich zu verkörpern beansprucht. Die Existenz des neuen Erzbistums und zumal seines Theologischen Instituts hängt in starkem Maße von der Ökumenischen Bewegung ab. Zweifellos wird sich aber auch der Weltrat der Kirchen gegenüber ähnlichen Forderungen der großen russischen Mitgliedskirche vor eine ähnliche Situation gestellt sehen wie das Ökumenische Patriarchat. Die Entwicklung wird zeigen, ob die Genfer Zentrale ein ihr stets zugetanes, aber schwaches Mitglied zu stützen bereit ist.

**„Wohnzimmer-
Dialoge“ über die
Einigung
der Christen**

Dieser merkwürdig praktische Titel steht über einem Taschenbuch, das der „Nationalrat der Kirchen Christi in den USA“ zusammen mit den Pastoren als „Führer für Laien-Diskussionen von Katholiken, Protestanten und Orthodoxen“ veröffentlicht hat (u. a. bei Paulist Press, Glen Rock, New Jersey 1965, 256 S. Englischer Titel: „Living Room Dialogues“). Die Christen Nordamerikas haben länger gebraucht als die Christen in Deutschland, um miteinander ins Gespräch zu kommen. Aber man muß immer wieder beobachten, daß sie durch die Gestalt Papst Johannes' XXIII., durch die Begegnungen auf der Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Montreal 1963 (vgl. Herder-Korrespondenz 17. Jhg., S. 541 und 583) und vor allem durch die persönlichen Erfahrungen der protestantischen Konzilsbeobachter in Rom überraschend schnell gelernt haben. Echt amerikanisch unbefangen sind sie ans Werk gegangen und haben dennoch eine den Amerikanern nachgesagte Oberflächlichkeit in Glaubensfragen vermieden.

Für kleine Gruppen

Was sie nunmehr als eine gelungene Improvisation vorlegen, ist im besten Sinne originell und brauchbar, obwohl die in dem Buch abgedruckten Aufsätze fast durchweg aus ökumenischen Buchveröffentlichungen der letzten Jahre ausgewählt worden sind. Doch diese Aufsätze, darunter auch einer von Kardinal Döpfner, stehen nicht monologisch nebeneinander, sondern sind von einer fähigen religiösen Pädagogik durch vorausgestellte Gebete und Bibellesungen mit passenden Meditationen sowie vor allem den nötigsten Fragen „für den Hausgebrauch“ miteinander zu einem Ganzen verbunden.

Das Buch ist eine Handreichung für die überall im Lande sich bildenden kleinen Gruppen geweckter Laien, die nicht mehr als 15 betragen sollten, so daß man sich in der Intimität eines Wohnzimmers treffen kann. Dem „Führer“ — im wahrsten Sinne des Wortes ein Führer, immer genau, praktisch und nie langweilig — gehen einige Leitgedanken voraus, wie man es anfangen sollte: zuerst sich bekannt machen, voneinander erzählen, von der eigenen Kirche, der eigenen Glaubenserfahrung, jeweils unter Leitung eines erfahrenen protestantischen oder katholischen Laien, dem u. a. geraten wird, zunächst einmal den Teilnehmern dazu zu verhelfen, daß sie Tatsachen von Meinungen unterscheiden lernen. Nicht länger als zwei Stunden miteinander diskutieren, lieber hungrig nach mehr Unterrichtung auseinandergesprochen, und vor allem alles Diskutieren auf dem gemeinsamen Gebet und gemeinsamen Lesen der vorgeschlagenen Bibelstellen gründen. Am Schluß bringt es einen Fragebogen, der Auskunft über die Arbeit der Gruppe erbittet und Vorschläge für

eine Fortsetzung. Die Fragen verdichten sich darauf, ob die Teilnehmer zu neuer Einsicht gelangt sind und welche Veränderungen ihrer Mentalität und Haltung beobachtet wurden, legitime und keine indiskreten Fragen.

Die Themen

Das erste Thema dient ausschließlich dem Verständnis der Frage, daß ein Gespräch notwendig ist und was zu einem guten Gespräch gehört. Darauf sind Gebete und Lesungen abgestellt, vor allem für die Vertiefung des eigenen Glaubens und überhaupt für die Notwendigkeit, dem Glauben und Gebet mehr zuzutrauen. Der Dialog wird gar nicht zu dem Zweck geführt, nun „hinter der nächsten Ecke“ schon die Einheit zu finden, sondern Voraussetzungen für ein gegenseitiges Verstehen, eine neue Atmosphäre zu schaffen und mehr in das gemeinsame Glaubenserbe einzudringen. Die abschließenden Gebete der ersten Zusammenkunft gelten ganz der Liebe und der Absage an den konfessionellen Bruderhaß (1 Joh. 4, 20—21).

Das zweite Thema, das bereits wie alle übrigen einschlägige Literatur zum Selbststudium angibt, legt zwei Beiträge zugrunde: „Neun Schritte zur Einheit“ aus einem Buch des presbyterianischen Konzilsbeobachters Robert McAfee Brown, und ferner „Zehn Gebote für das ökumenische Zeitalter“ von John Cogley. Hier geht es darum, genauer zu bestimmen, was zu einer „Guten Aussprache in Christus“ gehört. Es ist sozusagen ein Dialog über die sachlichen Bedingungen zu einem guten Dialog. Bezeichnenderweise werden die Teilnehmer angehalten, sich über das Glaubensverständnis ihrer eigenen Kirche Rechenschaft zu geben, da sie ja keine Berufstheologen sind und werden wollen. Da findet man unter den vorausgeschickten Diskussionsanregungen auch die aus dem Ökumenismusdekret bekannte Weisung, daß alle Teilnehmer bereit sein müßten, demütig und notfalls reumütig über ihre eigenen religiösen Verhältnisse zu berichten, vor allem über ihren etwaigen Mangel an Kenntnis der Bibel. Unter den neun sich steigernden Schritten von McAfee Brown wird immer wieder auf Diskussionsbeiträge der Konzilsväter verwiesen und die harte Pflicht zur eigenen Erneuerung betont, aber stets auf der Basis der Begegnung in den Ortsgemeinden, wo die Laien wirklich leben. Man solle sich nicht nur über die Gemeinsamkeiten, sondern auch über die Glaubensunterschiede klarwerden, doch dabei berücksichtigen, wie z. B. das Konzil die Marienfrage in die Kirchendarstellung einbezogen hat. Auch sollte man es den Franzosen nachmachen, die schon über 100 gemeinsame Bibelgruppen gebildet haben. Ein anderer wichtiger Rat ist ein energisches Zusammenwirken bei der Herstellung bürgerlicher Gerechtigkeit z. B. in der Rassenfrage, die in den USA gemeinsam behandelt wird. Als letztes gibt Brown eine heilsame Warnung, sich keinen Täuschungen über die verbleibenden harten Unterschiede hinzugeben, etwa in der Frage des Primats. Doch er meint zum Schluß, man müsse das Risiko eingehen, daß die katholische Kirche nicht so bleiben werde, wie sie jetzt ist, und die protestantischen Gemeinschaften ebensowenig. Es werde etwas ganz Neues kommen.

Die Zehn Gebote von Cogley sind eine Ummünzung der Weisungen des zweiten Kapitels des Ökumenismusdekrets in einfache Merksätze. Darunter befindet sich der besonders bemerkenswerte, dem anderen nicht Aberglauben zu unterstellen, wenn man etwas an seiner Kirche nicht versteht, aber auch nicht das zu verteidigen, was unhaltbar geworden ist auf Grund geschichtlicher Erkenntnis.

Das letzte Gebot ist gar nicht so unwichtig: „Überlaßt die Theologie den Theologen.“ Daß es nicht ganz durchgehalten werden kann, zeigen bereits die nächsten Themen.

Beobachtung des Gottesdienstes

Es ist sehr hilfreich, daß der dritte Dialog die Teilnehmer zur gegenseitigen Unterrichtung über ihre Gottesdienstformen anhält und sie fragt, ob sie die Veränderungen während der letzten Jahre wahrgenommen haben. Die Sachreferate bieten dazu Cyril C. Richardson für die Protestanten, Michael J. Taylor SJ für die Katholiken und — fast zu kurz — John Meyendorf für die Orthodoxen. Sehr gut erklärt Richardson die Abhängigkeit aller protestantischen Formen aus der Verwerfung des mißverstandenen rituellen „Hocus-pocus“ der römischen Messe und zeigt dann, wie die verschiedenen Denominationen unter dem Einfluß der Ökumenischen Bewegung sich wieder liturgisch anreichern. Treffend weist er den Unterschied zur katholischen Liturgie nach an dem Gegensatz von Abendmahlstisch und Opferaltar, dringt aber hier nicht zur Erkenntnis vor, daß das Priestertum des Neuen Bundes nicht die Kontinuität zu dem des Alten Bundes darstellt, sondern daß es die Repräsentation des Selbstopfers Christi ist, das zum persönlichen Opfer der Gläubigen einlädt. Man kann diesen Mangel kaum kritisieren, da die gemeinte Umbesinnung im katholischen Bereich noch nicht zum vollen Durchbruch gefunden hat (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 62). Auch Taylors Darstellung leidet an dieser Unklarheit, wenn er die Katholiken primär als „Gottesdienstler“ bezeichnet (um nicht zu sagen als Ritualisten), was der Konstitution über die Liturgie nicht mehr ganz entspricht. Auch dient seine Überbewertung des hierarchischen Amtes schwerlich einer Förderung des Gespräches, seine Kritik an der individualistischen Kultfrömmigkeit ist nicht ganz auf der Höhe des schon Erreichten, obwohl das Buch, aus dem der Beitrag entnommen wurde, erst im vorigen Jahr erschienen ist.

Erneuerung des Gottesvolkes

Der vierte Musterdialog handelt vom gemeinsamen christlichen Erbe, wobei die biblischen Lesungen den Akzent auf den Heiligen Geist und die Taufe sowie den einen Leib Christi legen. Hier werden bereits die Glaubensunterschiede angesteuert, aber zugleich mit Gewissensfragen belegt, z. B. an Katholiken, wieweit sie die Verehrung Jesu durch die Marias ersetzen, an Protestanten, ob die persönliche Bindung an Jesus vollkommen sein könne ohne Maria, an Orthodoxe, ob sie nicht die Gottheit Jesu auf Kosten seiner Menschheit übersteigern, an alle, welche Rolle in ihrem Leben die Bibel spielt. Das „Referat“ zu diesem Thema bestreiten die Paulisten Clement Welsh und Wildfred F. Dewan allein. Die Arbeit ist ausgezeichnet und nutzt die Ergebnisse der Ökumenischen Bewegung, die ja besondere progressive Leistungen in der Kennzeichnung der Gemeinsamkeiten ausweist. Die Gesichtspunkte berücksichtigen nicht nur das Glaubensgut, sondern beziehen auch das christliche Leben mit ein.

Ein Höhepunkt des Buches ist wohl nicht nur für deutsche Leser der fünfte Dialog über „Erneuerung des Gottesvolkes“ mit einem Beitrag von Julius Kardinal Döpfner aus seinem Buch: „Die Fragende Kirche“. Die Notwendigkeit permanenter Reform, die auf dem Konzil

erkannt wurde, und zwar als innerstes Wesenselement der Kirche, wird hier in kühnen Gedanken vorgetragen samt den Kriterien der Reform: Metanoia, Eingeständnis der Versäumnisse, der Engherzigkeit, Reinigung — nicht Beseitigung der Tradition, sogar Einsicht in die begrenzte Aussagefähigkeit des Dogmas, selbst in die behauptete Einzigkeit der Kirche, da der Geist auch außerhalb ihrer wirke, und das Bekenntnis, daß das Konzil nur der Anfang der Reform sein könne. Sie werden durch einen Beitrag des bisherigen Generalsekretärs des Weltrates der Kirchen, Visser 't Hooft, ergänzt, der leider schon neun Jahre zurückliegt und insofern nicht ganz aktuell wirkt. Unseres Wissens gäbe es aktuellere Texte dieses Mannes, der trotz seiner klaren Linie nicht ohne innere Wandlung geblieben ist.

Der sechste Dialog handelt vom „Gemeinsamen Zeugnis der Christen“ und versucht, das heute — auf der Basis der Gemeinde — schon Erreichbare auszuschöpfen. Er verwendet als Grundlage das gleichlautende Dokument der Weltkirchenkonferenz von Neu-Delhi 1961 und eine dazu passende Vorlage von Philipp Bertigan SJ. Vermutlich wird sich dieses Kapitel als das ertragreichste erweisen, wenn die anderen Themen einmal bestanden sind.

Die fehlende eucharistische Gemeinschaft

Der siebte Dialog geht auf den Kern der verbleibenden Schwierigkeiten: „Warum brechen wir nicht gemeinsam das Brot?“ Daß diese Frage für Laien diskussionsbereit gemacht wird, ist an sich schon zu bewundern, um so mehr, als ja, besonders in den USA, hier die erheblichen Verschiedenheiten zwischen den Denominationen liegen vom reformierten Symbolismus bis zur Ausschließung von Wein und seiner Ersetzung durch Obstsaft u. a. bei den Methodisten. Die aufgegebenen Diskussionsfragen sind hilfreich, sie bringen die Notwendigkeit der gegenseitigen Ergänzung von Wort- und Sakramentsgottesdienst ins Bewußtsein und fragen, ob nicht die Predigt eine Brücke sein könne, und für einen jeden in seiner Weise.

Sogar die Frage wird angegangen, wieso das Abendmahl ein Opfermahl ist, gestützt auf — wie man leider weiß — noch sehr zaghafte und umstrittene Versuche von „Faith and Order“ seit der Weltkonferenz von Lund 1952. Leider bieten das Referat wieder nur die beiden oben genannten Paulistenväter, obwohl sie versuchen, das fehlende ökumenische Gegenüber durch gute Information zu ersetzen. Hier vermißt man Erkenntnisse aus der katholischen Theologie in Deutschland und Frankreich. Im biblischen Fundament wird der Ordo noch umgangen (218), der Opfercharakter der Eucharistie aber gut herausgearbeitet. Nur sollte man den evangelischen Christen helfen, indem man das eucharistische Opfer klarer vom alttestamentlichen Sachopfer absetzt und damit auch die zaghafte berührte, aber doch nicht zu umgehende Frage des Amtspriestertums erleichtert. Das wäre fast wichtiger als das Eingehen auf rituelle Unterschiede oder auf die ausdrückliche erneute Verwerfung des Meßopfers durch die Verfassung der Presbyterianischen Kirche von 1955. Hier wird die Diskussion notwendig zur Theologie, bzw. hier müßten Theologen der engagierten Kirchen ein „Schema“ anbieten, das die Theologie von heute und von morgen enthält. Es genügt nicht, irgendwie eine „Interkommunion“ für außerordentliche Fälle ins Auge zu fassen.